



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Katholische Erzähler der Neuzeit**

**Keiter, Heinrich**

**Paderborn, 1880**

Sebastian Brunner.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-15316**

### Sebastian Brunner.

Sebastian Brunner wurde am 10. December 1814 zu Wien als Sohn eines Zeugfabrikanten geboren. Nach Besuch eines Wiener Gymnasiums und des Lyceums zu Krems widmete er sich an der Universität zu Wien dem Studium der Theologie und wurde 1838 Caplan in Neudorf. Dort und an einer anderen Caplanei wirkte er mehrere Jahre, um schließlich Caplan an der Wiener Pfarrei Altlerchenfeld zu werden. 1844 wurde er Doctor der Philosophie, 1848 der Theologie, 1853 auf einstimmige Wahl des Senates Universitätsprediger. 1865 ernannte ihn Papst Pius IX. zum Hausprälaten. Am 10. October 1875 wurde er fürsterzbischöflicher Consistorialrath in Wien.

Brunner hat eine ungemein vielseitige literarische Thätigkeit entwickelt. Die Beschreibungen seiner ausgebreiteten Reisen nehmen eine stattliche Reihe von Bänden ein; seine historischen, manchmal unter eigenthümlichen Titeln erschienenen Werke haben Beifall gefunden in weiten Kreisen; seine poetischen endlich, die uns hier allein angehen, haben ihm den besten Ruf im ästhetisch interessirten Publikum verschafft, auf jeden Fall den Ruf eines ganz originellen Poeten.

Der österreichische Dichter ist aber auch eine so eigen geartete Erscheinung unserer katholischen Literatur, daß sie mit keiner anderen verglichen werden kann. Er vertritt eine der liebenswürdigsten Eigenschaften eines guten Erzählers, den Humor, der mit überlegenem, gutmüthigem Lächeln auf

die Misere der Menschheit hinabblickt; dem Haß und Verachtung fremde Begriffe sind; der für alle Mängel der Erdenpilger eine Erklärung findet und eher bereit ist zu vergeben als zu verdammen; der auf die Gegner lieber mit der Waffe des Wizes und der Satire eindringt als mit verlegendem Hohne; der allen Lagen des Lebens eine gute Seite abzugewinnen vermag und mit schallendem Gelächter über Situationen hinweggeht, die manchen Andern in gelinde Verzweiflung versetzen würden. In solcher Weise steht Brunner einzig da unter unsern katholischen Erzählern. Wollen wir Analogien suchen, wie es nun einmal Mode ist, so müssen wir uns in andere Lager bemühen. Da haben wir Sterne und Jean Paul. Offen gestanden, konnten die „Blätter für literarische Unterhaltung“ keinen unglücklicheren Vergleich anstellen als zwischen dem englischen Humoristen des vorigen Jahrhunderts und dem katholischen des neunzehnten. Sterne's Humor bewegt sich auf einem ganz anderen Gebiete. Wo finden wir bei Brunner den Humor des unendlich Kleinen, der eben dies Kleine zu gleicher Höhe erhebt mit dem Bedeutenden, der quantitative und qualitative Unterschiede nicht gelten läßt, sondern die erquickende Strahlen seiner Sonne leuchten läßt über Klein und Groß? Bei Sterne finden wir den Ueberfluß, das Uebermaß, den Mangel jeglichen Gleichgewichts; bei Brunner strenges Abwägen des Bedeutenden und Geringen, überall Proportion und Symmetrie. Sterne's Humor bleibt am Kleinen haften, Brunner versucht sich am Kleinen und Großen.

Nehmen wir Jean Paul, so gelingt es wiederum nicht, Vergleiche anzustellen, bei denen jedes Glied sich deckt. Jean Paul gegenüber vermiffen wir an Brunner jene gewaltige Phantasie, die in ihrem Riesenfluge verachtend über die Grenzen von Zeit und Raum hinwegsetzt und die Unendlichkeit zu ihrer Flugbahn erkiesft, wogegen Jean Paul's Werken

der feste Pol, der unerschütterliche Mittelpunkt fehlt, um den sich in Brunner's Schriften Alles dreht. Brunner erreicht Jean Paul nicht an Tiefe und Lebendigkeit des Gefühls, an Größe des Humors — trotzdem aber ist der Humor des Wiener Dichters so echt wie der des Dichters der „Flegeljahre“. Jean Paul umfaßt die Welt; Brunner nur einen Theil der Welt, diesen aber mit derselben Schärfe und demselben goldigen Humor. Und wollten wir uns in Details verlieren, so dürfte der Nachweis nicht schwer sein, daß unser Dichter Jean Paul nicht selten übertrifft da, wo es sich um einen „todtschlaglaunigen“ Witz, um den pointirten Ausdruck eines Gedankens handelt.

Das sind Besonderheiten Brunner's, die sich durch Vergleiche mit anderen Dichtern leicht finden und genau bestimmen lassen. Wenn es aber darauf ankommt, ein Bild unseres Dichters nach seinen Werken zu entwerfen, wollen wir ihn charakterisiren, so stehen wir vor dem großen Geheimniß des Humors! Wer hat je vermocht, diese köstliche Gabe des Himmels zu definiren, sie in eine Kategorie zu zwingen? Omnis determinatio est limitatio sagt der alte Spruch, — wer aber vermag den Anfang und das Ende des Humors zu finden, wer die Grenzen seines unermesslichen Reiches abzustecken? Viele haben es versucht, und keinem ist es gelungen. Der Humor ist ja nicht greifbar, wie die Tragik und die Komik; jene berühren nur eine Seite des menschlichen Herzens; der Humor, wie Brunner sagen würde, spielt auf allen Saiten. Es ist deshalb ein vergebliches Beginnen, das Nationale des lockeren Gefellen festzustellen; er ist ein Proteus, der jede steckbriefliche Untersuchung zu Schanden macht; ein Chamäleon, das in allen Farben spielt; er vermag wie ein Kaleidoskop die wunderbarsten Gestaltungen und Formen hervorzuzaubern.

So ist Brunner, und nur das können wir von ihm sagen. Hier ist er ernst wie ein strafender Richter, dort voll toller Lustigkeit; auf dieser Seite zeigt er uns tiefergreifende Bilder menschlichen Elends, auf der andern die lachendsten Scenen.

So steter Wechsel, beständige Aenderung der Gefühls-Anregung. Daß trotzdem der Geist des Lesers nicht in ungesunde Aufregung geräth, sondern stets mit innigem Gefallen der Darstellung des Dichters folgt — ist ein Geheimniß des Dichters. Er fesselt nicht durch originelle Erfindung, nicht durch kunstvollen Aufbau einer spannenden Handlung, durch schwierige Verwicklung und überraschende Lösungen; nicht durch romantisch angelegte Charaktere und große Leidenschaften. Im Gegentheil, die Handlung ist in jedem der vier Romane von größter Einfachheit, die Charaktere erheben sich nicht über das Maß des Ordentlichen. Und doch solche Wirkungen!

Um das begreifen zu können, muß man den Dichter selbst lesen. Bei jedem andern Erzähler als dem Humoristen, selbst beim Komiker kann man durch Analyse der betreffenden Werke einen Begriff von dem Reize des Ganzen geben, denn da spricht der mehr oder minder gut erfundene Stoff ein gewichtiges Wort mit; beim humoristischen dagegen ist ja gerade die Subjectivität des Dichters alles, sie giebt dem Werke Glanz und Farbe und macht auch das Kleinste für den Leser schön und anziehend.

Und trotzdem muß ich, um meiner Aufgabe zu genügen, zur Analyse übergehen, muß trocken berichten, was des Dichters Phantasie reizvoll gestaltet. Wenn ich beim „Nebeljungenlied“ beginne, so wird man mir vielleicht entgegenhalten, daß das wohl eine Dichtung, schwerlich aber eine erzählende sei, somit nicht in den Bereich dieser Studien gehöre. Das ist wohl richtig, richtig auch, daß gerade dieses

Werk Brunner's ganzes Wesen am besten charakterisirt, daß das kleine Büchlein ein wahres Compendium Brunner'schen Wizes darstellt. Das „Nebeljungenlied“ erschien zuerst im März 1845. Wer ein lebendiges Bild jener geistig tief erregten Zeit wünscht, wer einen Blick thun will in die Thron und Altar, Gesetz und Sitte untergrabende Thätigkeit der Nachzügler des jungen Deutschlands und der sog. Halle'schen Schule, der lese das Lied von den Nebeljungen. Die Nebeljungen sind eben keine anderen als die Vertreter der atheistischen Philosophie, welche alles Bestehende vernichten, die Kirchen demoliren, die Fürsten entthronen möchte, ohne zu wissen, wie das neue Reich ewiger Glückseligkeit einzurichten sei. Nur das eine steht fest, daß sie, die Nebeljungen, dann das Ruder in die Hand bekommen. Hören wir nur den Nebeljungen selbst.

Im ersten Gesang meditirt er über die alte Zeit, deren Schneekengang die Menschheit in Ewigkeit nicht zur Vollendung führen werde. Die Dichtkunst müsse ganz andere Gegenstände zur Begeisterung wählen, denn

„Die Zeit ist aus, wo Poesie sich gefreut am Blumenpflücken,  
„Das ist eine dumme Arbeit, das, man muß zu sehr sich dabei bücken.“

Viel besser ist es, den „Freiheitsbaum der Freiheit und Erkenntniß“ zu suchen. Man merke nur:

„Gar vieles wird jetzt anders sein, verschwunden sind die Zöpfe,  
„Die unsrer Väter Nacken geziert als Sinnbild der leeren Köpfe.  
„Wer mit der Zeit nicht vorwärts geht, wer nicht ihrem Wort will trauen,

„Dem wird sie bald, so Kopf wie Zopf in tausend Stücke zerhauen.“

Namentlich wehe den Theologen, die noch an der Bibel festhalten und die Schöpfungsgeschichte nach den fünf Büchern Moses vortragen, denn

„Was der Alte zusammen schrieb in seinen fünf Schardecken,  
„Das ist versteinertes salziges Zeug, an dem nur Schafe noch lecken.“

Das sind ja abgethane Sachen, der Nebeljunge hat längst die geistererlösende Formel gefunden, sie lautet: „Das Nichts wird Sein durch Werden.“ Was Wunder, wenn sich der Nebeljunge mit erhabenem Spotte gegen die Bibelgläubigen wendet und das grandiose Gleichniß macht:

„Eines haben die Schläfer gemein mit jenem Geist voll Erbarmen,  
 „Der zeugend ober den Wassern geschwebt mit ausgestreckten Armen —  
 „Auch sie träumen ob dem alten Buch diese Sinn- und Unsinnersprecher,  
 „Und finden doch nichts bis auf den Grund, als laues und flaves  
 Gewässer!“

Selbst Luther ist in den Augen des Nebeljungen nur ein halber Reformator, denn er zeigte zuviel Verehrung für die Bibel. Sie dagegen, die Nebeljungen, haben nicht allein die Bulle des Papstes, sondern auch Gottes, die Bibel, verbrannt.

Daß dem Nebeljungen auch an der Unsterblichkeit der Seele nichts gelegen ist, dürfte hiernach klar sein, der zweite Gesang beweist es uns aber mit drastischen Gründen. Zugleich zieht der Nebeljunge aus seinem Unglauben die praktischen Consequenzen: fort mit allen den freien Willen oder vielmehr die Leidenschaften des Menschen beschränkenden Gesetzen. Die neueste deutsche Philosophie lehrt ja (Gesang III), daß jeder Mensch Gott ist! Freilich merkt man davon im praktischen Leben noch wenig, denn:

„Das alles wär ganz schön und gut, nun aber kommt der Hacken;  
 „Die jungen Götter sollen sich als wie die Viecher placken,  
 „Studiren über Hals und Kopf und ein Examen machen, —  
 „Und wissen die jungen Götter nichts, so ist's zum Tode lachen.“

Das einzige Heilmittel ist die Freiheit. Aber Deutschland, die alte Base, steckt noch tief in den Fesseln der Tyrannei. Verzweifelnd fragt der Nebeljunge:

„O alte Base, sage mir: werd ich es noch erleben,  
 „Daß du deinen Kopf aus dem Dohsengeschirr zum Himmel wirst  
 erheben?“

Vergebens wartet der Narr auf Antwort; denn wenn er auch im vierten Gesange meint, die neue deutsche Philosophie sei das Evangelium der Freiheit, so sind doch leider noch zu viele Philister da:

„Noch alle Sonntag klingt vom Thurm die Pfaffentrommel nieder,  
„Und trotz dem absoluten Begriff singt man noch abgöttische Lieder.“

Das muß anders werden, Kirchengehen, Predigthören und Beten muß dem deutschen Volke abgewöhnt werden. Zu diesem Geschäfte wären die Kinder Israels trefflich zu gebrauchen. Der Nebeljunge an sich hat zwar keine große Vorliebe für die Juden, er gebraucht sogar das despectirliche Gleichniß:

„Zerstreuet sind sie überall, wie eine Bombe zerspringet,  
„Wie mit Guano ist alle Welt mit Judenschmuz gedünget“

und meint von ihrer Religion

„Der Tempel von Salem ward ihnen zerstört, doch andre Tempel  
erblühen,

„Das sind die Börsen weit und breit, wo sie den Leuten die Haut  
abziehen.

„Nur einen Cultus behielten sie bei, die frommen Israelskinder,

„Sie opfern noch fleißig am Börsenaltar die guten Schafe und Rinder;  
aber sie sind ganz geeignet, des Nebeljungen treue Genossen  
zu werden. Denn sie streben nach Gleichstellung mit den  
Christen, die können sie aber nur erreichen durch Empörung,  
durch Revolution, also durch dasselbe was der Nebeljunge will.  
Hand in Hand mit ihnen will er die Welt umkehren.  
Darum heran mit Eurem Spott und Eurem Witz:

„Der Witz ist hier das beste Schwert, wie's Voltäre der selige machte,

„Der, wo es ihm an Beweisen gefehlt, sarkastisch grinste und lachte.

„Es regt der Witz electrisch auf wie eine galvanische Säule,

„Den nassen Leiter der Fribolität legt zwischen jede Zeile.“

Auf Gründlichkeit kommt es ganz und gar nicht an, denn

„Der lesende Pöbel ist gar nicht schwer herum zu zerr'n bei der Nase,

„Man drückt ihn leicht hinauf, hinab, wie den cartesischen Teufel im  
Glas.“



Freilich ist's mit den Juden allein nicht gethan, die Nebelungen müssen auch im Besitze des Mittels sein, ihre Tendenzen schnell und allgemein zu verbreiten, sie müssen also auch die Presse zu gewinnen suchen. Und mit dieser sollen Thaten verrichtet werden, über welche die Welt erstaunen soll. Der liebe Gott wird abgesetzt,

„Und mit gehn als Leichengeleit die Könige von Gottes Gnaden,  
 „Er hat sie zum ewigen stummen Gebet zu sich in die Gruft geladen.  
 „Das sei das Ende von unserm Lied, vom Reveille, den wir gesungen,  
 „Dann tönt es aus allen Ecken der Welt: „es leben die Nebelungen.“

Wie unser Nebeljunge denkt, denken aber nicht alle von seinen Genossen. Das zeigt uns das Zwiegespräch zwischen Pech und Schwefel. Schwefel kann die Zeit nicht erwarten, wann es los geht, bis die Paläste brennen und rauchen. Pech meint dagegen, der jetzige Zustand sei besser, das deutsche Volk halte sie der grimmigsten Heldenthaten fähig und verehere innig ihre tausendfach verbreiteten Porträts, worauf Schwefel den Pech einen Apostaten schilt. Pech kommt mit noch triftigeren Gründen: jetzt gehen ihre Schriften noch gut, und von Hoffmann und Campe in Hamburg regnet's Banknoten. Vorläufig

„Ist noch Ruhe im deutschen Land und Zeit genug zum Lesen —  
 „Geht aber der Teufel einmal los, dann ist die Ruh gewesen,  
 „Dann stockt es mit dem Buchhandel auch, und gefüllt mit bleiernem  
 Bohnen  
 „Wird von unsern Büchern Blatt für Blatt zu knallenden Patronen.“

Und außerdem könnten ja auch die Gerichte dazwischen kommen! Schwefel hält aber fest an seinen Ideen und Plänen, und wenn er selbst in den Kerker sollte.

So fährt er denn im siebten Gesange in seinen Betrachtungen fort und richtet seine Rede an die Historienschreiber. Es käme ja nicht darauf an, Geschichte zu schreiben, man müsse sie machen bezw. verdrehen. Das Christenthum dürfe

nicht als Manifestation des göttlichen Geistes, sondern nur als Krankheit aufgefaßt werden, und

„Wer nur immer gezogen hat an dem alten Kirchenarren,

„Der gehört in das Legendenbuch, in die Sammlung der tollsten Narren.“

Luther muß gelobt werden, weil er zu den Opponenten gehörte. Der Nebeljunge macht sich zwar für gewöhnlich nichts aus den Pfaffenzänkereien, in diesem Falle aber kann er Gebrauch davon machen. Ueberhaupt muß alles benutzt werden, das Nebelungenreich möglichst bald herbei zu führen und die gekrönten Häupter zum Hochgericht der Völker zu schleppen. Auch an die Romantiker, Novellisten und andere Dichter wendet er sich im achten Gesange. Die jungen Dichter wissen schon, was sie zu thun haben.

„Sie schlagen drein mit Sang und Klang, das sind verwetterte Zungen,

„Sie haben den Teufel aus der Höll und Gott aus dem Himmel

gesungen.“

Nur recht ausgelassen, sittenverhöhrend, recht emancipirt wie George Sand und Eugene Sue. Nur recht tapfer geschimpft auf die Jesuiten, und damit ihr das in der rechten Weise könnt, gebe ich euch im neunten Gesange einige Anleitungen, wie ihr die Jesuiten beschreiben müßt: an einem Tische steht ein langer hagerer Mann, vor ihm liegt eine Reihe von gefüllten Gläsern

„Das ist Belladonna und Aconit, Arsenik und Canthariden,

„Lauter Gifte der stärksten Art, doch in der Wirkung verschieden.“

Das sind natürlich keine Gifte gegen Ratten und Mäuse — nein „es ist ein Mord im Werk“. Und in einem Kasten hat er blinkende Dolche

„Nun taucht er die Spizen zum Ueberfluß in die aquatofana Flasche,

„Und steckt sie zu sich; zum Dolcharsenal wird bei ihm jede Hosentasche.“

Falsche Schlüssel folgen nach und so geht er auf Reisen, nachdem er einen gräßlichen Schwur gethan:

„So wahr die Gestirne kreisen,

„Wir Jesuiten werden nicht ruhn,

„Bis wir die Welt auf Sauerkraut speisen.“

Ist das nicht eine Schilderung, wie man sie heutigen Tags noch in Romanen zu lesen bekommen kann?

Im zehnten Gesange lernen wir den Nebeljungen in seinem innersten Wesen kennen: er zieht die Consequenzen seiner negirenden Weltanschauung. Triumphirend ruft er aus:

„Der Freunde haben wir genug, die alles für uns wagen,  
 „Die Armen sind es, die bisher ihr Loos in Ergebung getragen;  
 „Sie blickten in die Zukunft hinaus, ein Himmel stand ihnen offen,  
 „Wir predigten ihnen das große Wort: „Im Jenseits ist nichts mehr  
 zu hoffen.“

Mit solchen Leuten lassen sich die Pläne der Nebeljungen gar trefflich ausführen. Die aber laufen auf Communismus hinaus, d. h. auf einen Communismus eigener Art: sie wollen sich theilen in das Vermögen anderer, nicht aber das ihre mit den übrigen. Sie wollen von dem bevorstehenden Weltumsturz vor allem für sich profitiren. Was dann kommt, kann den Nebeljungen gleichgültig sein. Soviel ist aber sicher: die alte Zeit mit ihrem Aberglauben kehrt nie wieder. Der liebe Gott ist ja todt, die Professoren haben ihn todtgeschlagen und seinen Sarg vernagelt. Die heilige, ewige, große Natur ist nun Gott und die Freiheit das Himmelreich. Ein Bedenken giebt es nur, wenn das neue Evangelium allgemein angenommen wird:

„Wenn die Kerle nicht recht verstehen  
 „Und meinen, sie dürften am Ende nicht mehr scheltend hinter dem  
 Pfluge gehen —  
 „Und meinen, sie könnten beim Freiheitssthum die Hand in die Tasche  
 stecken,  
 „Und sich, gnädigen Herren gleich, auf der Ofenbank dehnen und strecken.“

Lange läßt sich der Nebeljunge von solchen Gedanken allerdings nicht bange machen, dazu ist er viel zu couragirt.

Das schrieb Brunner mit genialem Wiß im Jahre 1845, drei Jahre später brach die Revolution aus — ein Beweis, wie scharf der Dichter beobachtet. Sein Lied hat

aber auch für unsere Tage Geltung, wie unsere Zeit vielfache Berührungspunkte mit jener hat.

Einige, dem „Rebeljungenlied“ ähnliche Werke Brunner's wie „Der deutsche Hiob“ und „Die Welt ein Epos“ können übergangen werden, weil Form und Geist derselben dem ersten Werkchen fast gleich sind.

Für den Zweck dieser Arbeit sind die rein erzählenden Dichtungen Brunners die wichtigsten. Es sind dies: „Diogenes von Azzelbrunn“, „Genie's Malheur und Glück“, „Fremde und Heimath“, „Die Prinzenschule von Möpselglück.“ Jedem dieser vier je zweibändigen Romane liegt eine Idee zu Grunde, die consequent den Mittelpunkt des Ganzen bildet. In „Diogenes“ schildert er den Entwicklungsgang eines Musikers, in „Genie's Malheur und Glück“ eines Malers, in „Fremde und Heimath“ eines Dichters. So bilden diese drei Romane eine Trilogie, in welcher der Mensch in seiner schönsten geistigen Thätigkeit, in der Vereinigung der herrlichsten Seelenkräfte dargestellt wird. Im vierten Romane, dem unbedeutendsten, führt er uns in die Politik und den Sozialismus ein.

Von den vier Romanen Brunners ist wohl „Fremde und Heimath“ der anziehendste. Der Humor des Dichters hat in diesem Werke sein Bestes geleistet, die Handlung ist besser erfunden und componirt, die Charaktere interessanter, als in den übrigen Romanen.

Der Student Rochus Fuchs, ein ungemein fleißiger Schüler, ist im Hause seines Pflegers Schwarz in Wien sehr beliebt, nur nicht beim Neffen des Herrn Schwarz, Toni Fischer, und dessen Mutter. Beide fühlen instinctiv, daß Rochus nur deshalb in das Vertrauen des alten Herrn Schwarz sich einzunisten versucht, um dereinst sein Erbe zu werden. Toni macht sich freilich aus dem Gelde wenig, er lebt mit gleichgesinnten Kameraden lustig in den Tag hinein,

liebt die Poesie mehr als die Wissenschaft und bringt nicht eben die besten Censuren mit nach Hause. Der Onkel entfernt ihn deshalb aus dem Wiener Leben und giebt ihn nach Crocum zu Herrn Fuchs, Rochus Vater, in Logis. Der arme Poet hat dort viel auszustehen. Fuchs und seine Gemahlin halten nämlich sehr auf strenge Diät, von welcher Fischer gar kein Freund ist. Schon am zweiten Morgen sehen der Chirurg und Gemahlin mit stillem Grauen, welchen gefräßigen Gast sie erhalten haben.

„Madame Fuchs begann in didactischem Tone: Ich und mein Mann verdanken unsere Gesundheit nur den Regeln der Diät, die wir genau und strenge beobachten. Wir nehmen Morgens nie mehr als eine Schale Kaffee und dann ein Glas frisches Wasser. Charles befolgt das auch, fuhr Herr Fuchs mit einem Seitenblick auf seinen Subject fort, er ist zwei Jahre bei uns und war nie krank. — Ja, ja, Herr Doctor, erwiderte Charles mit einer über das wenige Essen sehr vielsagenden Miene. — Fischer kümmerte sich nicht um die zarten diätetischen Anspielungen, er verschlang mit Schnelligkeit seinen Part Kaffee, welcher sehr nach gebrannter Gerste und andern Surrogaten roch. — Flora war bezaubert von der Schnelligkeit des jungen Mannes, sie griff krampfhaft nach der Klingel; als darauf der dienstbare Geist hereinstürzte, wurde ihm befohlen, schnell das Wasser zu bringen, weil der junge Herr dessen schon bedürfe und mit seinem Kaffee fertig sei.“

Toni hat in dem Subject Charles einen hungernden Leidensgefährten. Manchmal macht er ihm die Freude und nimmt ihn mit in ein Restaurant, zur Mahlzeit. Charles dagegen theilt ihm mit, Fuchs führe ein lügenhaftes Tagebuch über ihn, um ihn damit bei seinem Onkel in Mißcredit zu bringen. Wüthend begibt sich Toni auf sein Zimmer und macht seinem Grimme durch einen leidenschaftlichen Monolog Luft. Nun folgt eine köstliche Scene. Fuchs, herbeigerufen durch Toni's lautes Schreien, stürzt mit seiner Gemahlin auf das Zimmer des jungen Studenten in demselben Augenblicke, als dieser die Worte Bear's ausruft: „Da kommt der Narr.“ Selbstverständlich bezieht Fuchs diese Bezeichnung

auf sich. Es giebt eine höchst heitere Auseinandersetzung, in deren Verlauf Fuchs von Toni fordert, ihm die verschiedenen Beleidigungen schriftlich zu geben. Das thut Toni in einer Form, die Fuchs lächerlich macht. So ziehen denn die beiden Gatten mit langen Nasen ab. Natürlich rächt sich Fuchs durch neue Klatschereien, denen der Oheim Fischer's nur zu gern Gehör schenkt. Toni dagegen feiert wieder den Triumph, daß Fuchs bei einem Blutegeldiebstahl gefaßt und exemplarisch vom Besitzer des Teiches gestraft wird.

In dieser Zeit wird Fischer, nachdem er sein Examen bestanden, mit Freiherrn von Kammerstein und mit dessen schöner Tochter Radegundis bekannt. Er verkehrt viel in Beider Gesellschaft und pflegt mit ihnen die gemeinsame Neigung zur Poesie. Toni will sich nun auch selbst einmal versuchen, er schreibt ein fünfactiges Schauspiel. „Vor den Augen des Dichters schweben schon, als er am letzten Acte arbeitet, ganze Wälder von Lorbeern, und das große Palmenhaus zu Schönbrunn scheint viel zu wenig Zweige zu enthalten, um seinen entschiedenen Sieg auf würdige Weise zu feiern.“ Da kommt ihm denn wenig darauf an, daß sein Onkel sich in scharfen Ausdrücken über sein Leben in Grotcum und seine Studien ausläßt — darüber ist er ja erhaben, hat er doch ein Schauspiel in der Tasche, das er dem unzweifelhaft hochbeglückten Theaterdirector überreichen wird. Leider aber ist bei diesem der Empfang ein kalter, äußerst geschäftsmäßiger, doch hat er den Triumph, sein Stück nach einigen Wochen angenommen zu sehen. Morgens prangen ellengroße Zettel an den Straßenecken der Hauptstadt. Sein Muth wächst, er bedauert schon, seinen Namen nicht genannt zu sehen. Nicht lange, und er schätzt sich dessen glücklich, denn sein Schauspiel hat einen entschiedenen Mißerfolg, und selbst seine angebetete Radegunde tadelt es, freilich ohne zu wissen, daß er der Verfasser ist. Anfangs ist Toni zerknirscht, bald

aber hebt ihn der süße Trost, daß Niemand ihn als den Verfasser kennt. Zudem stellt er sich bei Radegunde bald darauf in das schönste Licht durch eine Heldenthat, durch Errettung eines Kindes vor den Angriffen eines Ochsen, wobei er selbst ein wenig verwundet wird.

Hier endet der erste Band, der beste des Romanes. Im Eingange des zweiten Bandes erfahren wir, daß Fischer Radegundis mit mehr als vorübergehender Leidenschaft liebt. Zugleich wird der Anfang gemacht, Toni im Hause seines Onkels zu restituiren. Der alte Schwarz war nämlich bis jetzt vollständig in den Händen des Fuchs von Crocum. Von ihm allein ließ er sich behandeln bez. medizinisch mißhandeln. Sein treuer Diener Felix war dem alten Quacksalber schon lange gram, fand aber kein Mittel, seinen Herrn zur Consultation eines anderen Arztes zu bewegen. Schließlich gelingt es. Das ist nun wieder mit ausgezeichnetem Humor dargestellt, wie Felix in Gegenwart der fremden Doctoren den Charlatan aus dem Hause bugfirt. Es hilft Schwarz freilich nicht viel. Bald darauf stirbt er, seinem Neffen sein ganzes großes Vermögen hinterlassend.

Nun kommt des Romanes schwächster Theil, über welchen ich deshalb mit wenig Worten hinweg gehen will. Toni lebt nun als reicher Mann standesgemäß, macht große Reisen, trifft in Italien mit Radegundis zusammen — das Ende kann man sich denken.

Es gehörte in der That ein reichbegabter Geist dazu, dem dünnen Gerippe einer solch' geringfügigen Handlung die Frische des Lebens zu geben. Brunner hat es gethan. Die Arabeske ist das große Zaubermittel des Humoristen, seine Leser zu fesseln selbst durch Kleines, Geringfügiges. — Brunner wendet es mit großer Kunstfertigkeit an. Dann aber sind auch die Charaktere höchst anziehend gezeichnet. Der Chirurg Fuchs ist brillant. Der Mann ist ein Ehrloser,

gewiß, wer aber wird behaupten können, daß er abstoßend wirkt? Mildert nicht Brunner's Humor unsern Widerwillen und stimmt ihn zum verachtungsvollen Gelächter herab? Wer kann ernst bleiben, wenn der Subject Charles sich von seinem ehemaligen Herrn, der ihn aus dem Hause geworfen hat, großartig rasiren läßt, hohnlachend seinen Silberling bezahlt, wie Fuchs diesen wüthend aus dem Fenster wirft und ihn, sobald er Charles entfernt glaubt, mühselig auflieft? Wer kann ernst bleiben, wenn Fuchs beim Blutegeldiebstahl gefaßt wird und, die saugenden Egel an den bloßen Beinen, behauptet, er habe sich nur baden wollen? Das sind Scenen, die uns den alten Schleicher in ganz anderm als häßlichem Lichte erscheinen lassen. Auch der „Subject“ Charles ist sehr gut. Der Held selbst konnte nicht besser gezeichnet werden. Die wirkungsvolle Mischung von einiger Eitelkeit, tollem Uebermuth und edler Natur im Herzen des Knaben ist reizend geschildert. Die spätere Entwicklung hätte können etwas bestimmter, concreter gehalten werden, namentlich da Brunner sich doch vorgesetzt hatte, den Entwicklungsgang eines Dichters zu schildern. Das Ringen des jungen Poeten aus unklaren, nebelhaften Phantasien zu lichtvoller Klarheit durfte anschaulicher dargestellt werden.

Weit besser ist in dieser Hinsicht, d. h. in der consequenten Durchführung des Grundgedankens „Diogenes von Azzelbrunn“. Der gleichnamige Held des Romanes ist ein Findling, den ein Dorshumorist Diogenes nennt, weil eine Laterne neben dem Körbchen stand. Er kommt zum Ortsrichter Berger in Pflege, nach zehn Jahren stirbt der Mann, die Frau heirathet wieder und bei dem neuen Pflegevater hat er es zum Erbarmen schlecht; seine einzige Freude ist das Geigenpiel. Endlich hält er es nicht mehr aus, er flüchtet nach Wien. Auf dem Wege stillt ein adeliges kleines Mädchen seinen Hunger. In der Hauptstadt trifft er auf einen alten



Geiger, Raspelmayer, bei dem er in musikalische Dienste tritt. Es geht ihm dort leidlich. Aber nur auf kurze Zeit, denn Raspelmayer wird krank und kommt in's Spital, Diogenes hingegen entsagt der Künstlerlaufbahn und wird Schuster. Ein halber Künstler bleibt er indessen trotzdem, denn an Sonntag Nachmittagen spielt er zum Tanze auf. Raspelmayer wird nach einiger Zeit wieder gesund, und Beide leben nun friedlich weiter mit einander. Endlich leuchtet unserem Diogenes ein heller Stern, er wird für die Söhne des Herrn von Bär als Geigenlehrer engagirt. In Bär's Hause geht es ihm gut, er weiß sich in die Personen zu schicken und sich mit ihnen auf einen guten Fuß zu stellen. Brunner hat diese Partie zu einem Glanzstück des ganzen Romanes gemacht. Humorvolle Charaktere, heitere Scenen finden sich in Fülle. Namentlich ist der alte Cramer, der fogern ein Gläschen über den Durst trinkt und stets ein neues System anfangen will, eine brillante Figur.

Diogenes steigt nun immer höher. Eines Abends wird er bei Weißenthaler, dem Vater jenes kleinen Mädchens, das ihm einmal den Hunger stillte, zum Spielen eingeladen. Das ist ein Ereigniß für ihn. Er wirft sich in seinen besten Anzug. Als der Bediente um seinen Namen fragt, giebt er „Herr von Berger“ an und will dann in seinem Ueberzieher in den Saal spazieren. Im Saale setzt er sich ohne Weiteres auf den gerade leerstehenden Stuhl der gnädigen Frau und entschuldigt sich, als diese hereinkommt, mit Kopfsweh! Der Abend ist überhaupt ein höchst unglücklicher.

„Er redete vieles dummes Zeug, in der unschuldigen Absicht, den gewandten Gesellschafter zu spielen, er erzählte eine Anekdote von einem Bucklichten, und ein Fräulein mit einem Höcker war gegenwärtig, er gab ein paar neue Judenanekdoten zum Besten, und machte damit ein paar reichen Söhnen Israels, die zugegen waren, eine heimliche Freude, d. h. wenn sie eine Freude hatten, so mußte dieses nur eine heimliche gewesen sein, denn sie zeigten solche nicht im mindesten in ihrem Mienen-

spiele. Sein gefälliger Nachbar machte ihn auf seine Verstöße dienstwilligst aufmerksam, sobald diese von Stapel gelaufen, und Berger war darauf in einer so entsetzlichen Verlegenheit, daß er eine Schale Thee um die andere leerte, und auf jedes: „Wünschen Sie noch?“ — ein „Ich bitte!“ stammelte! Schon die erste Tasse war ihm vollkommen zur Genüge, alle andern wurden nur wie Opferthalen in seinen Mund gegossen, er aß aber gar nichts, denn das hatte er sich fest vorgenommen, nachdem er die Anzeige von seinem Kopfweh vorgebracht. Bis zehn Uhr war Berger von Spannung, Verlegenheit, Bettsenmachen, Theetrinken, Aerger über sich selbst und Aerger über andere so toll, daß niemand mehr Freude hatte, als er, nachdem man das Signal zum allgemeinen Ausbruche gab.

Zu Hause philosophirt er in seiner Weise weiter, wirft einen Spiegel entzwei, schleudert seinen Hut in die Ecke und kommt zu dem höchst merkwürdigen Resultate, daß der Mensch ein Esel sei! Raspelmayer ist hoch erstaunt und meint, sein Pflegetohn habe einen Kausch mitgebracht. Diogenes stellt dagegen, um ihm diesen Verdacht sofort zu benehmen, an ihn die mysteriöse Frage, „ob er wisse, was eine Soiree sei“, und beantwortet diese Frage gleich selbst in einer für alle Abendgesellschaften höchst unehrerbietigen Weise. Am meisten ärgert ihn, daß er sich auch vor Marie so bloßgestellt. Aber es ist wieder einmal Soiree, und seine Angebetete begrüßt ihn trotz aller Vorkommnisse freundlichst. Der Abend vergeht in heiterster Weise. Die Nacht hindurch herrscht ein entsetzlicher Schneesturm, so daß Weißenthaler unserm Diogenes anbietet, bei ihm zu übernachten. Auf seinem Zimmer macht Diogenes merkwürdige Entdeckungen: er findet nämlich in einem alten Koffer die Hälfte eines schon vergilbten Briefes, dessen wenige Zeilen indeß genügen, ihm zu beweisen, daß er auf seine Herkunft Bezug hat. So ist es. Das Haus Weißenthaler gehörte früher einem Donavich, dessen Frau im Kindbette starb. Sein Bruder Spiridion behauptete, das von ihr geborene Knäblein sei krank, und später, es sei gestorben. In Wahrheit aber hatte er es in Azzelbrunn

ausgesetzt und ein todtes nach Hause gebracht. So wäre er Herr eines großen Vermögens geworden. Nun aber wird es Diogenes. Die weitere Folge ist natürlich seine Verlobung mit Marie Weißenthaler.

In diesem Romane haben wir also eine vollständig consequente Entwicklung aus niederen Anfängen zu hoher Stufe. Reich an Gliedern ist die Handlung, wie schon angedeutet, allerdings nicht; wäre sie es, würde man den Roman noch eine Stufe höher stellen müssen; nehmen wir ihn aber, wie er ist, so können wir mit ihm zufrieden sein. Die Charaktere sind vorzüglich geschildert und sämmtlich recht anziehend. Wiener Menschen und Wiener Leben wird uns in lebhaften Farben vorgeführt.

Dann aber muß bemerkt werden, daß uns Brunner in diesem Romane mit einem wahren Feuerwerk glänzenden Witzes entzückt. Welt und Menschen, Literatur und Wissenschaft, Kunst und Künstler werden beleuchtet vom Sprühregen überraschender und geistreicher Sätze.

„Wer nach seinem Tode unter die Presse kommen will, muß schon im Leben unter der Presse gewesen sein.“

„Wer Geld hat, kann leicht für einen guten Kopf gelten, weil er eine Menge Köpfe im Sack hat, die für ihn denken.“

„Berunglückte Genies; im zweiten Wort liegt der Trost für das erste und im ersten der Todesstoß für das zweite.“

„Wer arm an Geld ist, der pflegt reich zu sein an Sentenzen und an dem sogenannten Troste der Philosophie. Boëthius schrieb sein Werk: „Vom Troste der Philosophie“ erst, als er zu Pavia in Prison saß. Die Philosophie fängt mit dem Jammer an.“

Ueberaus gelungen ist die folgende Ausführung:

„Wir (die Esel) haben mit den Philosophen gemein, daß wir uns, einer den andern, für einen Esel halten, das thun die Philosophen ebenfalls, wir halten uns aber auch jeder für einen Esel, und das thun die Philosophen nicht. Unser Tod ist dem Tode der berühmtesten Philosophen gleich: wir sterben mit der Klage, daß uns kein Einziger verstanden hat, nur haben wir noch das vor den Philosophen voraus, daß wir uns zur Noth untereinander verstehen, und das thun die

Philosophen nie, denn sie hätten schon lange zu streiten aufgehört, wenn sie sich untereinander verständen. — Der größte Riß aber, der zwischen unsern Bestrebungen und jenen der Philosophen klappt, ist der: daß jeder Esel ein Philosoph, aber kein einziger Philosoph ein Esel sein will. — Vielen Weltweisen geht es wie den Fischen: so lange sie leben, bleiben sie unten, sie kommen erst in die Höhe, wenn sie todt sind.“

„Das Wirthshaus ist die Aula des gemeinen Mannes, da lebt das System der unreinen Subjectivität. Dort fangen Schuhknechte und Schuhlicker zu philosophiren an, und freuen sich, wenn man sie Freigeister nennt. Diese Gesellen halten die Glaskugel, welche sie sich im Winter zwischen die Talgkerze und ihre Nase hängen, für das Licht der Intelligenz, für die Sonne des Geistes, und weil der Strahl auf ihre Arbeit fällt, meinen sie, es sei eben so leicht, Tiefblicke in die Welt und in die Wissenschaft, als es leicht ist, Tiefblicke in die angeleuchteten Stiefel und Schuhe zu machen.“

„Es gibt keinen Narren, der nicht bisweilen einen lichten Augenblick hätte, und es gibt keinen Weisen, der nicht bisweilen einen trüben hätte, ja, die Weisen haben sogar im Ganzen mehr trübe, als die Narren lichte Augenblicke; ein Weiser kann also immer mehr Narrheit in sich haben, als ein Narr Weisheit in sich haben kann. Ein Narr kann daher in seinem Fache weit vollkommener sein als ein Weiser; darum auch das Wort: Er ist ein completer Narr; während man nie hört: Er ist ein completer Weiser!“

„Hätte Brant ein Weisenschiff geschrieben und alle Weisen seiner Zeit darin versammelt, man hätte sein Buch für eine fabelhafte Legende, und ihn für einen wahren Narren gehalten, es wäre zudem sehr wenig gelesen worden; weil er aber die Narren versammelte, so hielt man ihn für einen Weisen, und sein Buch machte Aufsehen. Narren schildern ist keine Kunst, denn man darf nie um Originale verlegen sein, aber Weise schildern ist schwer, weil es so selten welche gibt, die zugleich Originale wären.“

Und so könnten ganze Seiten abgeschrieben werden, wenn es die Aufgabe dieses Büchlein's wäre, Brunner's Geist zu extrahiren.

Die weiteren beiden Romane Brunner's „Genies Malheur und Glück“ sowie „Die Prinzenschule zu Möpselglück“ halten den Vergleich mit den behandelten Erzählungen nicht

aus. Namentlich erscheint der letzte Roman verfehlt. Die Handlung ist schwach erfunden, nur hin und wieder erscheinen einzelne, freilich sehr gelungene Partien.

In „Genies Malheur und Glück“ wird der Entwicklungsgang eines Malers vorgeführt. Max Frosch ist ein talentvoller Junge, der in der Schule gute Fortschritte macht und an Ritterromanen und am Don Quixote ausnehmende Freude findet. Ein Wendepunkt in seinem friedlichen Leben ist die Einladung des jungen Peter Fabius, ihn auf seines Vaters Schlosse mit noch zwei anderen jungen Freunden zu besuchen. Auf dem Wege begegnen sie einem höchst originellen Menschen mit dem Namen Wanzenberger, der bei Ritter Fabius Dienste nehmen will. Sie machen von nun an die Reise zusammen, interessante Gespräche würzen die Wanderung. Auf dem Schlosse finden sie höchst gastliche Aufnahme. Es befinden sich noch andere Gäste dort, unter anderen auch Crayon, ein freigeistiger Dichter, der von den jungen Leuten bald als ein höchst bedeutungsvoller Mann angestaunt wird. Außer diesen birgt das Schloß noch zwei wunderliebliche Mägdelein, in deren eine unser Held sich alsbald sterblich verliebt. Die junge Dame nimmt die Huldigungen des jungen Genies ziemlich kühl auf und macht ihnen endlich ein grausames Ende. Diese „Jugendeselei“ Frosch's hat den Erfolg, daß sie ihn energisch auf die Malerlaufbahn drängt: er giebt die Studien auf und geht nach Wien. Dort geräth er mit einem Berliner Namens Kiecke zusammen und mit diesem starrt in ein faules Schlemmerleben hinein. Bald wird er übermüthig und hochmüthig, seine eigene Weisheit geht ihm bald über die göttliche, das Lerchenfeld wird binnen Kurzem sein eigentlicher Aufenthaltsort. Genug, er wird im höchsten Grade genial. Vergebens sind alle Mahnungen wohlwollender Freunde — das Spital ist sein Ende.

Das ist eine düstere Geschichte, allerdings, aber sie hat einen tiefen Kern: das Genie ohne festen inneren Halt muß im Strome des Lebens untergehen. Diese ewige Wahrheit demonstriert sie uns in ergreifender Weise. Der Humor wiegt in diesem Romane nicht vor, aber er mildert die Herbheit der Realität.

Sehr zu bedauern ist es bei Sebastian Brunner's großem dichterischen Talente, daß er der Form, namentlich der stilistischen Einkleidung so geringe Beachtung schenkt. Die oben gegebenen Proben, so wenig umfangreich sie auch sind, dürften beweisen, daß wohl selten die verbessernde Feder den ersten Entwurf überarbeitet hat.